

68)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

(Nachdruck verboten.)

Ja, noch mehr: die frühere Beschäftigung hatte bei Dmitri Swanowitsch stets Aerger, Gemütsaufregung hervorgerufen; diese fremden Angelegenheiten aber erweckten in ihm größtenteils eine freudige Stimmung.

Die Angelegenheiten, welche Rechljudow damals beschäftigten, zerfielen in drei Kategorien; er selbst teilte sie in seiner gewohnten Pedanterie so ein und brachte auf sie bezügliche Papiere dementsprechend in drei Portefeuilles unter.

Die erste Angelegenheit betraf die Maslowa und die ihr zu leistende Hilfe. Diese Angelegenheit bestand jetzt in der Sorge für die an allerhöchster Stelle eingereichte Bittschrift und in der Vorbereitung zur Reise nach Sibirien.

Die zweite Angelegenheit betraf die Regulierung seines Besitztums. In Panowo war der Boden den Bauern unter der Bedingung der Zahlung einer Rente für ihre gemeinsamen Bedürfnisse abgetreten worden. Um aber diese Abtretung rechtskräftig zu machen, mußten die Bedingungen und das Vermächtnis schriftlich aufgesetzt werden. In Kusminskeie aber war die Angelegenheit so geblieben, wie er selbst sie arrangiert hatte, das heißt das Geld für den Boden sollte er erhalten; aber es mußten Zahlungsfristen festgesetzt und bestimmt werden, wieviel er von diesem Geld zum Leben nehmen und wieviel er zum Vorteil der Bauern übrig lassen wollte. Da er nicht wußte, welche Ausgaben ihm bei seiner Fahrt nach Sibirien bevorständen, entschloß er sich noch nicht, diese Einnahmen preiszugeben, wenn er sie auch um die Hälfte verringert hatte.

Die dritte Angelegenheit betraf die Unterstützung der Gefangenen, die sich immer häufiger und häufiger an ihn wandten.

Als er zuerst in Beziehung zu den Gefangenen trat, die sich um Unterstützung an ihn wandten, machte er sich sofort daran, für sie zu sorgen, und bemühte sich, ihr Bos zu erleichtern; später erschienen aber so viele Bittsteller, daß er die Unmöglichkeit empfand, jedem einzelnen von ihnen zu helfen, und so wurde er unwillkürlich zu der vierten Angelegenheit hingeführt, die ihn in letzter Zeit mehr als alles andre beschäftigte.

Diese vierte Angelegenheit bestand in der Entscheidung der Frage, warum und woher diese wunderbare Einrichtung, genannt Kriminalgericht, stammte, deren Resultat das Gefängnis war, mit dessen Bewohnern er zum Teil bekannt geworden, und all die Einsperrungsorte von der Peter-Pauls-Festung an bis zur Insel Sachalin hin, wo Hunderte, Tausende von Opfern dieses für ihn wunderbaren Kriminalgesetzes gepeinigt wurden.

Nach seinen persönlichen Beziehungen zu Sträflingen, nach Erkundigungen beim Advokaten, beim Gefängnisgeistlichen, beim Inspektor und aus den Listen der Inhaftierten kam Rechljudow zu dem Beschluß, daß der Bestand der Sträflinge, der sogenannten Verbrecher, in fünf Abteilungen zerfiel.

Die erste Abteilung bildeten gänzlich unschuldige Leute, die Opfer von Justizirrtümern, wie der angebliche Brandstifter Menschow, die Maslowa und andre. Leute dieser Gattung gab es nach Beobachtung des Geistlichen nicht sehr viele, etwa sieben Prozent; aber ihre Lage rief besonderes Interesse hervor. Die zweite Abteilung bildeten Leute, die für Vergehen verurteilt waren, die sie in außergewöhnlichen Umständen, wie Jähzorn, Eifersucht, Trunkenheit und so weiter verübt hatten — und zwar waren das Thaten, die mit fast absoluter Sicherheit unter gleichen Umständen auch von allen denjenigen verübt worden wären, welche sie verurteilten und bestrafte. Diese Kategorie bildete nach Rechljudows Wahrnehmung fast über die Hälfte aller Verbrecher. Die dritte Abteilung bestand aus Leuten, die dafür bestraft wurden, daß sie nach ihren Begriffen ganz gewöhnliche und sogar gute Thaten verübt hatten, die aber nach den Begriffen der ihnen fremden Leute, die die Gesetze geschrieben hatten, Verbrechen waren. Zu dieser Abteilung gehörten Leute, die heimlich mit Branntwein gehandelt, geschmuggelt, Gras abgerupft und in den großen Herren- und Kronwäldungen

Brennholz gesammelt hatten. Zu diesen Leuten gehörten räuberische Bergbewohner und ungläubiges Volk, das Kirchen plünderte.

Die vierte Abteilung bildeten Leute, die nach ihrer Meinung nur deshalb den Verbrechern zugerechnet wurden, weil sie sittlich über dem Durchschnitts-Niveau der Gesellschaft standen. Dazu gehörten Sektierer, Polen, rebellische Escherfessen, die ihre Unabhängigkeit wiedergewinnen wollten, politische Verbrecher, Socialisten und Streikende, die wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt verurteilt worden waren. Sie bildeten nach Rechljudows Beobachtung einen sehr großen Prozentfuß dieser Abteilung, und unter ihnen waren die allerbesten Menschen.

Die fünfte Abteilung endlich bildeten Leute, in deren Augen die Gesellschaft weit schuldiger war, als sie vor der Gesellschaft. Das waren verkommene, durch beständige Verfolgung und Verführung verdimmte Menschen, wie jener Knabe mit den Diebenläufern und hundert andre, die Rechljudow im Gefängnis und außerhalb desselben sah und deren Lebensbedingungen gleichsam systematisch mit unumgänglicher Notwendigkeit zu dem Schritt hinführten, der ein Verbrechen genannt wird. Zu diesen Leuten gehörten nach Rechljudows Beobachtungen sehr viele Diebe und Mörder, mit deren einigen er um diese Zeit in Beziehungen trat. Zu diesen Leuten rechnete er, nachdem er sie näher kennen gelernt, auch die verkommenen, verdorbenen Leute, die die neue Schule Verbrechertypen nennt, und deren Existenz als Hauptargument für die unbedingte Notwendigkeit der Kriminalgesetze und Bestrafungen dient. Diese sogenannten grundverdorbenen, anormalen Menschen und Verbrechertypen waren nach Rechljudows Meinung nichts andres als Menschen, vor denen die Gesellschaft schuldiger war, als sie vor der Gesellschaft, nur mit dem Unterschied, daß diesen gegenüber nicht die Gesellschaft jetzt unmittelbar durch sich selbst, sondern von früher her, durch Eltern und Vorfahren, Schuld trug.

Also in der Untersuchung der Frage, warum all diese so verschiedenartigen Leute ins Gefängnis geworfen waren, andre, genau solche Menschen aber nach Belieben umhergingen und sogar jene Menschen verurteilten — bestand die vierte Angelegenheit, die Rechljudow damals beschäftigte.

Anfangs hoffte Rechljudow, die Antwort auf diese Frage in Büchern zu finden, und kaufte sich alles, was diesen Gegenstand behandelte. Er kaufte die Bücher von Lombroso und Garofalo, Ferri und List und Maudsley und Lard und las die Bücher aufmerksam durch. Aber in dem Maße, wie er sie las, wurde er immer mehr und mehr enttäuscht. Es geschah mit ihm dasjenige, was immer mit Leuten geschieht, die sich einer Wissenschaft nicht deswegen zuwenden, um eine Rolle in ihr zu spielen, zu schreiben, sich zu streiten, sie zu lehren, — sondern die sich der Wissenschaft mit offenen, einfachen Lebensfragen zuwenden: die Wissenschaft antwortete ihm auf tausend verschiedene, sehr schlaue und weise Fragen, die in Zusammenhang mit den Kriminalgesetzen standen, aber nur nicht auf diejenige, auf welche er eine Antwort suchte. Er that aber eine sehr einfache Frage; er fragte: warum und mit welchem Recht sperren die einen Menschen andre ein, quälen sie, verbannen sie, peitschen sie mit Ruten und töten sie, wo doch sie selbst genau so sind wie diejenigen, die sie quälen, peitschen und töten? Man antwortete ihm aber mit Betrachtungen darüber, ob beim Menschen Willensfreiheit existierte oder nicht? Ob man einen Menschen durch Ausmessen seiner Hirnschale und so weiter als Verbrecher erkennen könne oder nicht? Welche Rolle die Vererbung beim Verbrechen spielt? Ob es angeborene Unsittlichkeit giebt? Was Sittlichkeit ist? Was Wahnsinn ist? Was Degeneration? Was Temperament? Welchen Einfluß Klima, Speise, Unwissenheit, Nachahmung, Hypnotismus, Leidenschaften auf Verbrechen haben? Was die Gesellschaft ist? Welches ihre Pflichten sind? und so weiter und so weiter.

Diese Erörterungen erinnerten Rechljudow an eine Antwort, die er einst von einem kleinen Knaben erhalten hatte, der aus der Schule kam. Rechljudow fragte den Knaben, ob er schon buchstabieren könne? „Das kann ich,“ erwiderte der Knabe. „Nun, so buchstabiere einmal, die Pöte.“ „Was für eine Pöte — eine Hundepöte?“ erwiderte der Knabe mit

schlaunem Gesicht. Genau solche Antworten fand Rechljudow in gelehrten Büchern auf seine eine Grundfrage.

Da stand sehr viel Verständiges, Gelehrtes, Interessantes, aber es gab keine Antwort auf die Hauptfrage: mit welchem Recht bestrafen die einen die andern? Es gab nicht nur keine Antwort darauf, sondern alle Erörterungen liefen darauf hinaus, die Bestrafung überhaupt zu erklären und zu rechtfertigen, deren unbedingte Notwendigkeit als Axiom aufgestellt wurde. Rechljudow las viel, aber mit Unterbrechungen, und schrieb das Fehlen einer Antwort diesem oberflächlichen Studium zu. Er hoffte, diese Antwort später zu finden, und erlaubte sich deshalb noch nicht, an die Richtigkeit der Antwort zu glauben, welche sich ihm in letzter Zeit immer häufiger und häufiger aufdrängte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Abfertigung des Transportes, mit dem die Maslowa ging, war für den 5. Juli festgesetzt. An diesem Tage bereitete Rechljudow sich auch vor, ihr nachzureisen. Am Abend vor seiner Abreise kam Rechljudows Schwester mit ihrem Gemahl in die Stadt, um sich von ihrem Bruder zu verabschieden.

Rechljudows Schwester, Natalia Iwanowna Ragoschinskaja, war zehn Jahre älter als der Bruder. Er war zum Teil unter ihrem Einfluß aufgewachsen. Sie hatte ihn als Knaben sehr lieb gehabt, dann, kurz vor ihrer Verheiratung, hatten sie fast wie Altersgenossen miteinander verkehrt; sie als fünfundzwanzigjähriges Mädchen, er ein fünfzehnjähriger Knabe. Sie war damals in seinen verstorbenen Freund Nikolenta Irtzenjew verliebt gewesen. Beide hatten Nikolenta lieb und liebten an ihm und an sich selbst dasjenige, was in ihnen Gutes war und was alle Menschen vereinigt.

Seitdem waren sie beide sittlich verdorben: er — durch den Militärdienst und durch seinen üblen Lebenswandel; sie — durch die Heirat eines Manns, den sie sinnlich liebte, der selbst aber alles das, was einst für sie und Dmitrie das allerheiligste und teuerste gewesen war, nicht nur nicht liebte, sondern sogar nicht einmal verstand, und der alles Streben nach sittlicher Vervollkommnung und die Bereitwilligkeit, andern zu dienen, wofür sie damals lebte, einem ihm allein verständlichen starken Zug von Selbstliebe zuschrieb, und dem Wunsch, sich vor andern hervorzuheben.

Ragoschinski war ein Mann ohne Namen und Vermögen, aber ein sehr geschickter, dienstfertiger Beamter, der, behende zwischen liberalen und konservativen Anschauungen hindurchlaviierend, stets diejenige Richtung benutzte, welche im gegebenen Moment und im gegebenen Fall die besten Resultate für sein Leben lieferte, und der namentlich durch etwas Apertes, wodurch er Frauenzimmern gefiel, eine relativ glänzende juristische Karriere machte. Als schon nicht mehr ganz junger Mann hatte er im Auslande die Bekanntschaft Rechljudows gemacht, Natalia, das ebenfalls nicht mehr ganz junge Mädchen für sich entflammt und sie fast gegen den Wunsch der Mutter geheiratet, die in dieser Ehe eine Mesalliance erblickte. Rechljudow aber — wenn er das auch vor sich selbst verheimlichte und gegen dieses Gefühl ankämpfte — haßte seinen Schwager. Er war ihm antipathisch durch seine Gesichtshoheit, seine beschränkte Selbstüberzogenheit und hauptsächlich wegen der Schwester, die diese armselige Natur so leidenschaftlich, egoistisch, sinnlich lieben und in ihrem Kultus alles das Gute ersticken konnte, was in ihr wohnte. Es war für Rechljudow immer ein quälend schmerzlicher Gedanke, daß Natalia die Frau dieses behaarten, selbstüberzogenen Menschen mit blanker Platte sei. Er konnte sogar seine Abneigung gegen die Kinder nicht bezwingen. Und jedesmal, wenn er erfuhr, daß sie sich anschiede, Mutter zu werden, empfand er ein Gefühl, ähnlich dem Bedauern darüber, daß sie von diesem fremden Mann wieder einmal mit etwas Schlechtem angesteckt worden sei.

Ragoschinskis kamen allein, ohne Kinder — sie hatten zwei Kinder: einen Knaben und ein Mädchen — und stiegen im besten Zimmer des besten Gasthauses ab. Natalia Iwanowna fuhr sofort nach der alten mütterlichen Wohnung. Als sie dort aber ihren Bruder nicht fand und von Agrasena Petrowna erfuhr, daß er ein möbliertes Zimmer bezogen habe, fuhr sie dorthin. Ein schmutziger Aufwärter, der ihr in dem dunkeln, von beengendem Dampf erfüllten, am Tage durch eine Lampe erhellten Korridor begegnete, erklärte ihr, der Fürst sei nicht zu Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Inkognito.

Skizze von Anton Tschadow. Deutsch von J. D. Ziegeler.

Der Verhörsrichter Posudin kam per Lokomotive auf einem Nebenwege, der nach der kleinen Kreisstadt Nikolskoje führte, gefahren. Er hatte am vorhergehenden Tage einen anonymen Brief erhalten, der gewisse Unregelmäßigkeiten im Geschäftsgang einiger Behörden aufdeckte, und da er die Mißethäter abzufassen wünschte, hatte er auf einer kleinen Station den Zug verlassen und fuhr, um sein Inkognito zu wahren, auf gemietetem Fuhrwerk weiter.

„Diesmal entwischen sie mir nicht“, sagte er zu sich selbst, während er den Rodtragen über die Ohren aufklappte, „die Schlingel glauben natürlich, das heilige Grab sei wohl verwahrt, aber sie könnten sich doch irren. Und wenn ich nun plötzlich zwischen ihnen auftauche, werden sie einen heillofen Schreck bekommen!“

Nachdem er im voraus seinen Triumph genossen, dachte er, daß es ganz spaßig sein könnte, sich ein wenig mit dem Kutscher zu unterhalten, und da er sich über seine eigene Popularität zu unterrichten wünschte, lenkte er das Gespräch auf sich selbst.

„Sag mal! kennst Du Posudin?“ fragte er in leichtem Tone.

„Von Ansehen nicht, aber sonst kenne ich ihn wohl!“ antwortete der Kutscher und lächelte in den Bart.

„Worüber lächst Du?“

„Ueber Ihre Frage. Sie können doch wohl denken, daß ich einen Mann kenne, der zum Richter über uns alle gesetzt ist. Das ist ja, wenn ich so sagen darf, meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit.“

„Nun ja schon recht, aber . . . wie ist er eigentlich? Ist er tüchtig?“

„O ja, tüchtig genug ist er“, antwortete der Kutscher gähnend, „und er kennt sein Geschäft. Er ist erst zwei Jahre hier, aber in dieser Zeit hat er gar nicht so wenig ausgerichtet.“

„Wie meinst Du das: ausgerichtet?“

„Ja, fürs erste hat er uns eine Eisenbahn verschafft, und darüber sind wir froh. Sehen Sie, sein Vorgänger im Amt war ein wahrer Schlingel und ein Betrüger, aber als Posudin kam, da piff ein anderer Wind. Nein, Posudin läßt sich nicht bestechen, von der Sorte ist er nicht. Sie können ihm hundert, ja tausend Rubel bieten, er nimmt sie nicht, nein, das thut er nicht.“

„Gott sei Dank, daß man mich doch in dieser Beziehung richtig tagiert“, dachte Posudin triumphierend, „so etwas hört man gern.“

„Und er ist auch ein feiner und angenehmer Mann“, fuhr der Kutscher fort, „er ist nicht im geringsten hochmüßig. Kommt einer von uns und bellagt sich über etwas, giebt er uns die Hand und sagt: „Setz dich, lieber Freund“, und dann geht er rasch ans Werk. Sobald ihm eine Sache gemeldet ist, setzt er sich in den Wagen und jagt darauf los, was das Zeug halten will. Ja, er ist wirklich besser als sein Vorgänger. Nun, der andre hat ja auch seine guten Seiten. Er war ein sehr ansehnlicher Herr, und er hatte eine Stimme, die man eine Meile im Umkreis hören konnte. Der, den wir jetzt haben, ist ihm dagegen an Verstand weit über, ja, Posudin ist wirklich tüchtig, aber er hat den Fehler, daß er trinkt.“

„Gott sei Dank, das thut er“, dachte Posudin. „Aber woher weißt Du, — daß er trinkt?“

„Ja, selbst habe ich es nicht bemerkt, und zwar deshalb nicht, weil ich ihn nie gesehen habe; aber alle wissen, daß er trinkt. Sehen Sie, wenn er in Gesellschaft oder auf einem Ball ist, dann trinkt er nie Spiritus, aber zu Hause, da rächt er sich. Des Morgens, ehe er sich den Schlaf aus den Augen gerieben hat, verlangt er Brantwein, und wenn sein Diener ihm das erste Glas bringt, jagt er ihn schon nach dem zweiten. Und so geht es den ganzen Tag . . . Aber wie gesagt, außer dem Hause thut er es nie. Er weiß sein Ansehen zu wahren. Wenn der vorige trank, ließ er es alle sehen, aber wenn dieser trinkt, schlief er sich ein. Und damit die Leute nicht merken, daß er seinen Gaumen neigt, hat er sich eine Art Behälter mit einem Schlauch daran in seinem Schreibtisch machen lassen. Den füllt er mit Brantwein, und dann saugt er am Schlauch, bis er betrunken ist. — Und in seinem Wagen hat er eine ähnliche Einrichtung.“

„Großer Gott, woher mag er dies doch alles wissen?“ dachte Posudin entsetzt, „sogar die Geschichte mit dem Behälter ist schon bekant. Das ist ja schrecklich.“

„Na, und den Frauenzimmern kann er auch nicht widerstehen“, meinte der Kutscher und wandte sich schmunzelnd halb zu seinem Fahrgeast zurück. „Er hat zwei bei sich im Hause. Die eine — sie heißt Anastasia Iwanowna — gilt für seine Haushälterin und die andre — wie heißt sie doch noch — ja richtig, Lidmilla, — die arbeitet auf seinem Bureau. Aber Anastasia führt das Kommando, sie hat ihn gehörig in der Tasche, und er muß unbedingt gehorchen. Und deshalb fürchtet man sie mehr als ihn, ja, die Frauenzimmer verstehen zu regieren. Und dann hat er noch eine dritte, die wohnt in der Karrelstraße — in dem roten Gehäus.“

„Mein Gott, er kennt sogar ihre Namen und weiß, wo sie wohnen“, dachte Posudin bestämt. „Aber woher mag er das wissen? Es ist ja abschœulich, geradezu niederträchtig. — Sag mal, woher weißt Du das eigentlich alles?“ fragte er in gereiztem Tone.

„Ach, das ist so allgemein bekant. Seine eignen Leute gehen herum und sprechen darüber, und selbst Anastasia läuft umher in allen Straßen und Gassen und rühmt sich ihres Blicks. — Na, und dann hat er die Manier, die Leute übergymnast zu wollen, wenn

er seine Verhöre abhalten soll. Wenn der andre irgend wohin wollte, ließ er es einen Monat vorher ausposaunen, und wenn er endlich ausrückte, machte er so viel Alarm wie möglich. Ehe er ein Verhör begann, aß und trank er lässig, und während des Verhörs trank er weiter, schimpfte und stampfte mit den Füßen. . . . Aber der, den wir jetzt haben, der benimmt sich ganz anders. . . . Sobald er etwas Verlehrtes willert, schlägt er leise vom Hause fort — fährt mit der Bahn — steigt aber auf einer Nebenstation aus und reist dann mit Fuhrwerk weiter. Er schlägt den Rodstragen bis über die Ohren hinauf und spricht mit verstellter Stimme, und dann glaubt der Schafskopf, daß niemand weiß, wer er ist.

„Ja, aber woran wird er erkannt?“

„Ach, er ist leicht zu kennen. Wenn er an eine Poststation kommt, ist immer irgend etwas nicht richtig, entweder ist es zu kalt oder zu warm, und die Luft in der Stube gefällt ihm auch nicht. Und dann verlangt er immer gebratene Nieren mit Gurkensalat und eingemachten Früchten. Wenn also jemand bei einer Station angefahren kommt und Nierenbraten und Zubehör fordert, wissen sie gleich, daß es Posudin ist. Na, und dann kennen wir ihn auch am Geruch und daran, daß er im Bett liegt. Ehe er sich zur Ruhe legt, bespricht er häßlich sich selbst und seine Wäsche mit etwas Wohlichendem, und dann geht er zu Bett und liest in seinen Papieren bis in die Nacht hinein. . . . Ja, er ist leicht zu erkennen, das ist —“

„Rehr um, Du Esel,“ brüllte Posudin, „wilst Du augenblicklich umkehren und zur Station zurückfahren, Du Dummkopf!“

„Gewiß doch, Euer Gnaden,“ sagte der Aufscher erschrocken und lenkte sein Pferd nach der Richtung zurück, aus der sie gekommen waren. —

Kleines Revueletton.

k. Girardi und Millöder. Von Alexander Girardi erzählt Ma Sorovitz-Barnay in der Zeitschrift „Bühne und Welt“ eine Anzahl Anekdoten. Girardi selbst hat ihr von seinem Verhältnis zu Millöder erzählt. Er hatte mit ihm ewig im Streit gelegen, ohne daß es jedoch jemals ernsthaft oder von langer Dauer gewesen wäre. „Millöder war nervös“, erzählt der Künstler selbst in seiner humorvollen Art, „leicht aufgeregter, sehr jähzornig, gleich in der Hölz' und gleich grob, und ich hab' mir halt gern einen Spaß mit ihm gemacht — hab' ihn „steigen lassen“. In der Probe zu „Gasparone“ hat er einmal die Nota Streitmann wegen einer Nummer schrecklich gequält. Wie sehr sie sich auch Wähe gab, nichts war ihm recht. Da hab' ich eine Wut bekommen, und wie er wieder anfängt zu korrigieren und herumzueilen, sage ich ganz ruhig: „Schon, Nota! Das Lied solltest aber wirklich schon können, es ist doch auf ein Haar der Pöcherischen Polka ähnlich, die Du schon so oft gehört hast!“ Dem Millöder ist darauf vor stiller Wut die Hand beim Dirigieren heruntergefallen. Ein andres Mal wachte Girardi bei einer Probe von dem musikalischen Teil noch gar nichts und sprach daher nur die ganze Partie. Millöder, dem die Musik immer das wichtigste war und der sogar im Couplet das „parlando“ nicht vertragen konnte, sprang wütend vom Sessel auf und schrie: „Na, Sacrament! Da brauch' i ja jene Noten z' schreiben!“ worauf Girardi mit größter Ruhe erwiderte: „Recht hast, Karl! Mich generiens ja eh!“ Millöder hatte, da ihm an jeder einzelnen Vorstellung außerordentlich viel lag, die unausstehliche Gewohnheit, noch bei der fünfzigsten Vorstellung einer Operette jedes Wort tonlos mitzuspochen und mimisch zu begleiten. Eines Abends machte sich Girardi den Spaß, in einem Couplet Text und Melodie plötzlich zu unterbrechen. Witten drin schlug er mit der Stimme einen langgezogenen, hohen Ton an — ah! — ah! — ah! — ah! —, den er mit hochgehobenen Zeigefinger mimisch begleitete. Dabei starrte er Millöder ernsthaft ins Gesicht. Dieser war sprachlos vor Wut. Aber nach der Vorstellung fiel er wütend über ihn her: „Was soll denn der Unsinn bedeuten?“ Girardi erwiderte ganz ruhig: „Ich wollt' nur amal sehen, ob Du als Kapellmeister auf alle Fälle Deine Fassung behältst!“ Girardi bewahrte in solchen Streifällen stets unerträglich seine Ruhe; wenn er auch so wild geworden wäre, meint er, hätten sie sich geprügel. Bei einer Generalprobe zum „Wettelstudent“ hatte Girardi sich um eine halbe Stunde verspätet, er hatte sie verschlafen. Als er gekümmelt und kostümiert auf die Bühne kommt, sind die Mitglieder alle schon da. Millöder sitzt am Dirigentenpult — weiß vor Wut. Alles totenstill — niemand rührt sich. Girardi geht vor bis an die Rampe und ruft hinunter: „Na!? warum gehst' denn mit an?“ Da bricht Millöder los: „Das ist eine Frechheit! Das ist unerhört!“ Und mit verbissener Wut sagte er ironisch: „I an Deiner Stell' kummst g'ar nit!“ Girardi lacht durch einen Scherz die schwüle Stimmung zu bannen und sagt: „Ja freilich! Du kommst nit, das glaube i schon! Denn Du — Du hast kein Ehrgefühl — aber i — i kumm!“ Jetzt war Millöder außer sich. Festig warf er den Latzstock ins Orchester, nahm Mantel und Hut und stürmte davon. Der Direktor war fassungslos, die bevorstehende Premiere der Operette war in Frage gestellt. Er eilte in Millöders Wohnung, bat, flehte, machte die dringendsten Vorstellungen — alles umsonst! Millöder erklärte, mit Girardi zusammen das Theater nicht mehr zu betreten. Endlich gab er nach, unter der Bedingung, daß Girardi, der ihn vor allen Mitgliedern öffentlich beleidigt habe, ihn auf der Bühne in Anwesenheit des ganzen Theaterpersonals öffentlich um Verzeihung bitten müsse. Wie aber der Direktor Girardi kannte, würde sich dieser niemals zu einer

solchen Sühne herbeilassen. Trotzdem machte er sich schweren Herzens auf den Weg zu jenem. Mit vielen zögernden und versöhnlichen Einleitungen begann er seine Rede, bis er in langen Bindungen zu Millöders schwerer Bedingung kam. Girardi erwiderte jedoch: „So! Der Mann hat ganz recht! Er glaubte sich von mir beleidigt, und ich muß ihn also um Verzeihung bitten!“ „Wirklich? Sie wollten?“ „Gewiß! So wie er wünscht, im Theater vor allen Mitgliedern. Gleich morgen.“ Das ganze Theaterpersonal war am andren Tage versammelt. Millöder stand da mit kusterer Miene, wie ein beleidigter Kaiser und erwartete Girardi. Dieser kam von der andren Seite, schritt eilig auf Millöder zu, aber mitten auf der Bühne sonst er plötzlich auf die Knie, und ohne eine Silbe zu sprechen, streckte er mit zerfurchter Miene stehend beide Arme zu Millöder empor. Das wirkte so überwältigend komisch, daß sämtliche Anwesende in ein schallendes Gelächter ausbrachen, dem auch der erzürnte Millöder nicht widerstehen konnte. Laut lachend hob er Girardi aus seiner knienden Stellung auf und die beiden waren versöhnt. —

— **Der Schwefeläther als Genußmittel.** In letzter Zeit, so berichtet die „Wiener Allg. Zeitung“, wurden von den Landärzten in Galizien Beobachtungen gemacht, die von einem neuen, ganz merkwürdigen Exceß im Trinken Kunde geben. Es wurde nämlich festgestellt, daß in der galizischen Landbevölkerung, insbesondere unter den armen Leuten seit verhältnismäßig kurzer Zeit der Schwefeläther als Genußmittel Eingang gefunden hat. Genaue Beobachtungen haben ergeben, daß die Leute den Schwefeläther mit einem kleinen Quantum Alkohol vermischt und diese Flüssigkeit dann in ganz unglaublichen Mengen genossen. Die Wirkung ist eine ungleich nachteiligere, als die des Alkohols. Der Aetherzusatz erzeugt alsbald einen Zustand von Benommenheit, und seine zerstörende Wirkung auf das Nervensystem wird durch den Alkoholzusatz noch wesentlich verstärkt. Mit der Zeit entwickelt sich bei Menschen, die diesem Genuße fröhnen, in erschreckender Weise ein krankhafter Stumpfismus, der den Aethertrinkern in krassen Fällen jede Fähigkeit zu denken nimmt. Außerdem erleidet der Gesamtorganismus schwere Schädigungen. Es wurden auch Fälle von Herz- und Gehirnschlag beobachtet, die nach Genuß größerer Quantitäten von Aetherspiritus eintraten. Merkwürdig ist, daß zahlreiche Leute diesem Getränk, das beim ersten Genuß einen Drechreiz erzeugt, so rasch Gewöhnung abgewonnen haben und es mit Behagen trinken. Die Ursache der raschen Ausbreitung des Aethergenusses liegt hauptsächlich, ja vielleicht ausschließlich in der Teuerung des Alkohols, auf dem in manchen Orten Galiziens Zuschläge von 50–70 Kronen pro Hektoliter (gegen 15 Kronen in Wien) lasten. Infolge dieser Teuerung ist den Leuten jenes Quantum Alkohol, das sie verlangen würde, oft unerschwinglich und so hat sich der billige Aether als Ersatz rasch Eingang verschafft. —

— **en. Das Exemplar eines ausgestorbenen Vogels hat sich,** allerdings nur in Gestalt eines vollständigen Skeletts, in dem Zoologischen Museum zu Florenz gefunden. Im Jahre 1803 beschickte eine französische wissenschaftliche Expedition die Küste von Südastralien und kam auch nach der sogenannten Känguruh-Insel, von der berichtet wird, daß sie nicht von Menschen, aber von einer Anzahl von Känguruh und Emus bewohnt sei, die bei Sonnenuntergang in ganzen Herden nach der Küste kämen. Der Emu, der damals fälschlich mit dem Namen Kasuar bezeichnet wurde, ist ein Laufvogel, nicht unähnlich dem Strauß, und hat sich in einer Art noch bis heute erhalten. Dies ist der *Dromaeus novae-hollandiae*, er war früher auch auf dem australischen Festlande überaus häufig, kommt aber gegenwärtig nur noch im Innern von Tasmanien und in den entlegensten Teilen des Festlandes vor. Der von jenen französischen Gelehrten zu Anfang des Jahrhunderts beschriebene Emu der Känguruh-Insel ist seitdem jedoch völlig ausgestorben. Drei Exemplare dieser Vögel wurden damals lebend nach Paris gebracht, eins kam in den Jardin des Plantes, die beiden andren nach Malmaison, der Residenz der Kaiserin Josephine. Die letzteren beiden Vögel sollen bis 1822 gelebt haben, ihre Skelette wurden selbstverständlich als große Kostbarkeiten behandelt und in die Pariser Sammlungen eingereiht. Nun war es aber auffallend, daß nur 2 Skelette dieses Vogels vorhanden waren, während doch 3 Exemplare nach Paris gekommen waren. Dieses dritte Skelett ist jetzt von Professor Giglioli in Florenz in der alten Lehrsammlung des Zoologischen Museums zufällig entdeckt worden, wo es unter der Bezeichnung Kasuar wohl schon geraume Zeit unbeachtet gestanden hatte. Der Fund ist für die Wissenschaft darum so bedeutungsvoll, weil dieser Emu der Känguruh-Insel eine ganz besondere und von dem neuholländischen Vogel verschiedene Art darstellt und weil er seit jener Zeit, als die französischen Gelehrten ihn zum erstenmal nach Europa brachten, nie wieder gesehen worden ist. Wahrscheinlich ist diese übrigens durch einen zwerghaften Körperwuchs ausgezeichnete Vogelart zugleich mit den Känguruh von den ersten Ansehenden auf jener Insel vollständig ausgerottet worden. —

Geographisches.

— **Das Verschwinden eines Sees.** Im Auftrage der württembergischen Regierung hat, nach der „Vossischen Zeitung“, Professor Dr. Hauffert aus Tübingen den im Donautreis gelegenen Federsee einer eingehenden geographischen Untersuchung unterzogen. Der See ist den Norddeutschen vielleicht nur dadurch bekannt, daß Schiller, der geborene Schwabe, ihn in „Wallenstein

Lager" erwähnt — der erste Arbeiter erzählt, er sei „aus Buchau am Federsee". In Süddeutschland ist sein Name im Sprichwort bekannt, insofern man eine langsame aber fortwährende Verringerung einer ursprünglich großen Masse andeuten will. Vor langen Zeiten bedeckte der Federsee einen bedeutenden Teil der oberbayerischen Ebene; die Stadt Buchau lag, nach den Mitteilungen und Kartenzeichnungen aus dem Jahre 1787, auf einer im See befindlichen Insel. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hatte der See einen Gesamtumfang von 1094 Hektar; im Jahre 1827 betrug seine größte Tiefe nach den Memmingerischen Beschreibungen noch 18 Fuß, gleich 5 Meter. Nach den in diesen Tagen beendeten Messungen durch Prof. Dr. Hassert wurde nun festgestellt, daß der Umfang des Sees im Laufe der 100 Jahre sich bis auf ein Viertel seines früheren Areals vermindert hat. Der ganze See wurde in parallelen Linien durchzogen, und in mehr als tausend Messungen wurden seine Tiefen- und Uferverhältnisse festgestellt; dabei ergab sich, daß die größte Tiefe jetzt nur noch 2,60 Meter beträgt. Auch die Durchsichtigkeit des Wassers sowie die Temperatur des Wassers und der Luft wurden an vielen Stellen geprüft, und zum Schlusse wurden als Ergänzung der an das Staatsministerium abgegebenen Schilderung des Bundes eine große Zahl photographischer Aufnahmen des Ufers gemacht. Leider ist das durch das fortwährende Zurücktreten des Wassers gewonnene Land nicht kulturfähig, da es bis jetzt wenigstens seinen sumpfigen Charakter noch nicht verloren hat. Der Federsee nimmt kein fließendes Gewässer in sich auf; er erhält seinen Zutritt nur durch einige unterirdische Quellen, die offenbar allmählich versiegen. Nach Prof. Hasserts Darlegungen wird sich in nicht allzuferner Zeit die vollständige Umwandlung des Sees in einen sumpfigen Teich vollzogen haben. —

Aus dem Tierleben.

— Brutpflege bei einem Wollkäfer. Einen neuen Fall von jener eigenartigen Fürsorge für die Nachkommenschaft, die sich in merkwürdigster Weise gerade bei niederen Tieren äußert und die die Naturforscher Brutpflege benannt haben, hat Dr. J. E. W. Boas in Kopenhagen bei einem Wollkäfer entdeckt. Einiges Tags erhielt er von einem Botaniker einen Ast der Korbweide zugesandt, deren Rinde in eigentümlicher Weise angegriffen war. Jede Nagefurche bestand aus einer regelmäßig hufeisenförmig in die Rinde eingeschnittenen Furche; die Deffnung des Hufeisens war liberal nach oben gerichtet. Wer war der Urheber dieser eigenartigen Beschädigung? Bei weiterem Nachsehen fand Dr. Boas am unteren Ende der hufeisenförmigen Furche eine rundliche Vertiefung, aus der einige Holzspähnen hervorgingen und bei tieferem Einschnitten erwies sich der ganze von der Hufeisenfurche umgebene Rindenteil unterhöhlt. Von dort setzte sich ein Gang in das Holzwerk fort, in dem eine eingetrocknete Larve lag. Die Zerstörungen in dem Holz hatte unzweifelhaft die Larve gemacht; aber wozu war die hufeisenförmige Furche da, und wozu hatte sie genagt? Es gelang Dr. Boas auch den Urheber der Furche und ihren Zweck zu entdecken. Der zu der Larve gehörige Wollkäfer, der Speisboden nagt diese meist millimeterbreite Furche in die Rinde hinein; der dazwischen liegende halbinselförmige Rindenteil wird weiter ganz oberflächlich in unregelmäßigen Querstreifen angegriffen. Die Furche selbst geht am internen Ende des Hufeisens durch die Rinde bis auf das Holz. Dort, also genau in der Mitte der Furche legt der Speisboden, sein Ei ab. Wozu aber dann der hufeisenförmige Einschnitt? Die meisten Käfer, die sonst in Rinde brüten, legen ihre Eier an Wänden, die kränlich oder bereits abgestorben sind — alte abgestorbene Bäume sind ja ein wahrer Brutherd für allerlei Kerfe. Dieser Wollkäfer benutzt zwar eine gesunde Weide zu seiner Eiablage, aber er macht den Rindenteil, in den er seine Eier legen will, erst künstlich krank, indem er ihn umnagt und dadurch jedenfalls den Saftzufluß zu der Rindenhälfte hemmt. Dieses umringelte kränliche Rindenteil dient dann später der Larve anfänglich als Nahrung. Dieser Teil der Rinde ist also als Futter für die Larve von der Mutter im Voraus hergerichtet.

Diese eigentümliche Form der Brutpflege hat, wie die „Tägliche Rundschau" bemerkt, eine gewisse Ähnlichkeit mit der Fürsorge, die ein Mäuselkäfer (Anthonomus rubi), ein Feind unserer Erdbeeren, übt. Er legt seine Eier in die Blütenknospe, in einigem Abstand von der Knospe, ein Loch; dieses Loch hindert den Saftzufluß zu der Knospe und verhindert dadurch, daß sie sich öffnet. Aus der tropischen Insektenwelt thun ja die holzschnidenden Wollkäfer ähnliches. Sie legen ihre Eier in lebende Äste, umringen diese dann, aber unterhalb der Ei-Ablegestelle, bis tief in das Holz hinein; die Folge ist, daß der Ast abstirbt und oft durch den Wind abgebrochen wird, so daß manchmal der Boden unter den Wänden mit abgebrochenen Ästen bedeckt ist. Eine Holzwespenart macht an jungen Sprossen unseres Birnbaums eine spiralförmige Reihe von Einstichen; in einen Einstich wird ein Ei abgelegt, und die Larve lebt hernach in den Spitzteilen des Schößlings. Offenbar stehen wir auch da einer Zubereitung des Zweiges als Larvenfutter gegenüber. Doch kann man sich denken, daß es sich nicht immer um Abschwächung zu handeln braucht, sondern auch auf Verstärkung des zum Futter bestimmten Pflanzenteils abgesehen sein kann. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Neue Untersuchungen über Gese. Nachdem Buchner die Gärkraft des Geseastes nachgewiesen hat, ist es naturgemäß von Interesse, den wirksamen Stoff, die „Zymase", aus ihm in trockener Form zu gewinnen. Man kann dies, indem man den Saft mit der zehnfachen Menge Alkohol versetzt. Es entsteht dann ein gallertartiger Niederschlag, der sich zu einer hornartigen Masse eintrocknen läßt, welche sich aber nur zum Teil wieder in Wasser löst. Besser nimmt man ein Gemisch von Alkohol und Äther, dagegen zerstören Aceton und Methylalkohol auffallenderweise die Gärkraft.

Eine interessante Entdeckung machte C. Dormeyer, indem er fand, daß Gese mit etwa 70 Proz. Wassergehalt bei 48 Grad Celsius flüssig wird und ihren Zellsaft abgibt, bei weiterer Temperatursteigerung aber einen deutlich bratenartigen Geruch und einen fleischbrühtartigen Geschmack annimmt. Dieser „Pflanzen-Fleischextrakt", wie ihn der Erfinder in der „Wochenschrift für Brauerei" nennt, soll dem echten in keiner Weise nachstehen und dabei den Vorzug haben, sich in ein trockenes Pulver verwandeln zu lassen. Derselbe macht darauf aufmerksam, daß man bei Einwirkung von Wasserdampf unter vier Atmosphären Druck auf Gese ein lösliches Eiweißprodukt erhält. — (Tägliche Rundschau.)

Humoristisches.

— Ein kleines Mißverständnis. Der Direktor einer kleinen Wanderbühne befand sich eines Tags in nicht geringer Verlegenheit, als ihm der Kapellmeister kurz vor der Vorstellung mitteilen ließ, daß die Musiker — vier an der Zahl — infolge Engagements bei einem Hochzeitsmahls abgelaufen, weshalb die Vorstellung ohne dieselben stattfinden muß. Der Direktor hatte jedoch für den Abend die große Oper „Faust und Margarete" angelegt und ein volles Haus erzielt. Durch Einschlebung eines andren Stückes hätte er unbedingt einen Theaterstandal heraufbeschworen, denn das Publikum war schon eigensinnig genarrt worden. In seiner Verzweiflung wandte sich der Direktor an den Wirt, in dessen Saal die Vorstellung stattfand und dieser sagte nach kurzem Besinnen: „Musik — Margarete — Faust — Margarete — ach! was brauchen Sie denn da Musiker — mein Freund, der Kaufmann nebenan hat einen Leierkasten, da ist das ganze Stück drauf!" Hochentzückt schloß der Direktor den Wirt in die Arme und zehn Minuten später brachte der Souffleur den Leierkasten in den Saal. Kaufmusik war denn doch da und die Vorgänge auf der Bühne konnten ja ganz gut statt mit gesungenem, mit gesprochenem Wort erläutert werden.

Die „Ouverture" begann und der Direktor lauschte atemlos hinter dem Vorhang, um im nächsten Moment halb ohnmächtig in einer Lehnstuhl zu sinken, denn der Leierkasten spielte das schöne Lied in den Saal: „Margarete, Mädchen ohnegleichen". —

— Mitleid. „Ja, meine Gnädige, eine Nacht am Nordpol dauert ein halbes Jahr."

„Was Sie sagen! Die armen Nachtwächter!" —

— Eine Schläne. A.: „Aun, hatte sich denn Fräulein Meta zu dem verabredeten Rendezvous eingefunden?"

Gerr: „Ja, gleich mit ihrer Mutter!" —

(„Weggend. hum. Bl.")

Notizen.

— „In Freien Stunden" beginnen im Juli mit dem Abdruck des kulturhistorischen Romans: „Der Sohn des Rebellen" nach Victor Hugo's Roman „Der lachende Mann". —

— Dr. Hugo Lachmann'sky wurde, nach dem „V. T.", als Dramaturg an die hiesige Secessionsbühne engagiert. —

— Claretin, der Direktor der „Comédie Française" ist amtsmüde; als sein Nachfolger kommt Albert Carré, Direktor der „Opéra Comique" in Betracht. —

— Eine Opern-Chorschule ist in Berlin vom Kapellmeister Ferdinand Schießl gegründet worden. —

c. Ein Musikinstitut für Arbeiter. Der amerikanische Orchesterdirigent Frank Damrosch hatte vor kurzem ein Institut für den Musikunterricht der arbeitenden Klasse begründet und schlug jetzt einigen Bürgern der Stadt Albany vor, ein Gebäude zu errichten, das Studienäle, eine Bibliothek, ein Museum und einen ungeheuren Saal enthalten soll, der für 7000 oder 8000 Personen Platz bietet. Der Vorschlag ist angenommen worden. —

— Der Pianist Paderewsky hat auf seinem amerikanischen Tourne in sechs Monaten 800 000 Mk. eingenommen; in Chicago beliesse sich seine Einnahmen für ein Konzert allein auf 7380 Dollars. —

— Ein großes Mosaikbild ist bei Dasha in Messanien gefunden worden; das Bild ist sechs Meter lang und fünf Meter breit, seine Mitte wird von einer noch nicht näher beschriebenen Hauptdarstellung eingenommen, um welche sich Tierkampfszenen ziehen. Der äußere Rahmen wird durch Ornamentbänder in acht besondere Felder eingeteilt, die wiederum mit Bildern verziert sind; von ihnen stellen vier Frauen dar, die übrigen vier Wagen, die von je zwei Panthern gezogen werden; auf den Wagen steht jedesmal ein bewaffneter Jüngling. Das Mosaik ist aus römischer Zeit. —